

lounge-gespräch
Moritz von Uslar



”

Müdigkeit und Abgeklärtheit sind unverzeihlich“

Bekannt wurde der Journalist mit unterhaltsamen Stakkato-Interviews, dann erkundete er die ostdeutsche Provinz. Im Interview spricht Moritz von Uslar über die Posen des Reporters, über literarische Vorbilder und die Kunst des Kürzens, über Kamine und die Last, frische Texte zu liefern

Ein Gespräch über das **Fragen.**

Interview Peter Luley
Fotos Wolfgang Stahr

Moritz von Uslar

Unser Lounge-Gesprächspartner, geboren 1970 in Köln, absolvierte nach dem Besuch des Internats Birklehof ein Volontariat bei der Zeitschrift *Tempo*. Von 1992 bis 2004 war er Redakteur beim *Süddeutsche Zeitung Magazin*, wo er mit seinen 100-Fragen-Interviews („So schnell wie möglich, denn wir haben ja nicht ewig Zeit“) bekannt wurde. Nach seinem Debüt als Romanautor („Waldstein oder Der Tod des Walter Gieseking am 6. Juni 2005“) arbeitete er von 2006 bis 2008 beim *Spiegel*. Inzwischen ist von Uslar Kulturreporter für *Die Zeit* und führt seine Interviewreihe im *Zeit Magazin* unter dem Titel „99 Fragen“ weiter. Für sein Reportagebuch „Deutschboden“, eine „teilnehmende Beobachtung“ des Alltagslebens in der brandenburgischen Kleinstadt Zehdenick, wurde er 2012 mit dem Fontane-Preis ausgezeichnet; die Verfilmung ist derzeit im Kino zu sehen.

Herr von Uslar, für den Geschichtsschreiber Herodot war die Neugier der Arbeitsantrieb, für Platon stellte das Staunen den Anfang aller Philosophie dar. Wie stehen Sie zur Neugier? Ist das für Sie ein positiv besetzter Begriff?
Neugier ist für mich so ein bisschen einer dieser journalistischen Kitsch- oder Fetisch-Begriffe. Für mich ist er nicht ganz positiv besetzt, ich denke komischerweise bei Neugier immer an eine wirklich nicht sehr angenehme Figur des Journalismus, an Katja Kessler von der *Bild*-Zeitung. Die hat mal irgendjemand als „Lichtgestalt der Neugier“ bezeichnet, und da dachte ich: Viel scheußlicher geht's ja nicht.

Am Anfang Ihres Buchs „Deutschboden“, einer ostdeutschen Alltagserkundung, erzählen Sie von einer Steak- und-Champagner-Runde im Berliner „Grill Royal“. Da scheint doch eher intellektueller großstädtischer Ennui der Grund für Ihre Expedition in die prallige Kleinstadt gewesen zu sein ...

Ennui, ja, oder auch Gereiztheit über so eine abgehangene journalistische Grundeinstellung. Die sich eben Neugier auf die Fahnen schreibt und dann immer dieselbe Geschichte reproduziert. Der Kitsch des neugierigen Reporters, der innerhalb von wenigen Stunden eine Wirklichkeit recherchiert, eine Wahrheit rausbekommt, gegen den geht's auch in „Deutschboden“.

Warum kommt Ihr eigener Berufsstand so schlecht weg?

Im Buch schicke ich einen Journalisten ins Rennen, dem Journalisten auf die Nerven gehen. Das ist ganz normal. Ich glaub, Fotografen finden viele andere Fotografen lächerlich, und Schauspieler finden viele andere Schauspieler lächerlich. Und wir Journalisten sind natürlich genervt von Journalisten. Alle sind genervt von Journalisten, aber am meisten von Journalisten genervt sind Journalisten.

In der Verfilmung des Buchs treten Sie als eine Art Guide auf, der durch den Ort führt. Waren Sie neugierig darauf, sich einmal im Film zu erproben?

Ich wollte diesen Film in irgendeiner Art unterstützen. Ein wichtiger Satz, den ich dem Regisseur André Schäfer gesagt habe, lautete: „Ich kann nicht schauspielern.“ **Also was tun mit dem Autor?**

Es kam, weil ich da ja auch geboxt habe, die Frage: Können wir dich im Boxstudio fotografieren? Da hab ich gemerkt: ein 43-jähriger Journalist, der in einem Boxstudio gefilmt wird – entsetzlich! Wir haben vereinbart, dass wir eine begrenzte Zeit filmen und ich nicht schauspielere, sondern dass meine Einsätze sein werden: an Wänden stehen, ein Bier halten, Gespräche führen. Das hab ich an zwei Drehtagen gemacht. Er hat dann sehr viel nehmen können für den Film – ist ja schön. ▶

lounge-gespräch
Moritz von Usilar

Am Ende des Films sagen Sie: „Jetzt war der Akku wirklich leer, die Reporterenergien waren aufgebraucht, jetzt wollt ich nichts mehr wissen.“ Hatten Sie im Journalistenleben mal so eine Phase?

Nee, das war ein spezielles Glück, eine spezielle Erfahrung. Man hat sonst als Reporter unentwegt das Gefühl, das ist unserios, das reicht noch nicht, ich weiß eigentlich noch nichts, es gab noch ganz viel zu gucken, ich hab viel zu speziell und übernervös hingeguckt, ich hab die ganz grundsätzlichen Dinge, die jeder sieht, überhaupt nicht gesehen. Ich muss noch mal hingehen, ich muss die andere Seite noch mal angucken, ich muss Leute sprechen ... Dieses dauernde Ungrundlichkeitsgefühl, was man als Journalist hat – das hab ich in diesem Exzess des Dableibens und Aufnehmens und Notierens bei „Deutschboden“ einmal nicht gehabt. Das war eben auch das große Glück für mich. Weil, das habe ich sonst immer. Ich bin ein kompletter Über-Vorbereiter und Über-Mitnotierer und hab absurd lange Dateien bei jedem Text vorher, die ich ausformuliere in allen möglichen Variationen ... entsetzlich. Es wird immer schlimmer.

Sie erwähnen im Buch häufig die Angst des Reporters. Lähmt die stets, oder kann sie auch antreiben, gar beflügeln?

Die Angst ist auch was Positives, ist ein ganz starker Motor. Ich hab vor dem Sozialen Angst, ich hab vor Gesprächen Angst, vor Abendessen, ich hab vor allem unentwegt Angst. Sie ist aber auch ein Motor. Aus der Angst heraus fängt man immer an zu formulieren, sich zu äußern, sich zu bewegen, weil man den Zustand als unangenehm empfindet. Dann versucht man über etwas hinwegzukommen, etwas aufzulösen, etwas neu zu formulieren oder sich auch einfach zu bewegen.

Sind denn Ihre Interviews noch getrieben vom Willen, etwas zu erfahren, oder ist das ein Show-Act?

Das ist ein Show-Act. Ich weiß gar nicht, ob ich jemals wirklich irgendwas wissen wollte. Ich wollte einfach immer nur gute, unterhaltsame Zeitschriftenseiten herstellen. Ich weiß nicht, ob ich wirklich was von Mick Jagger wissen will. Ich schätze, eher



nein. Ich will vielleicht was von meinem Sohn wissen. Aber von Mick Jagger? Ich kann bloß eine Position einnehmen und ganz viele Fragen erarbeiten zu Mick Jagger. Das ist im besten Fall ein professioneller Vorgang, eben ein Show-Act.

Vor einem „99-Fragen“-Interview mit Peer Steinbrück, das Sie vor Publikum führen sollten, haben Sie Ihre „Scheißangst“ in die Welt getwittert. Waren Sie nervös, weil Sie nicht alle Tage einen Spitzenpolitiker interviewen?

Absolut. Ich gerate in so eine Konzentrationskälte mittlerweile. Ich spüre, dass mein Körper ein paar Grad runtergeht – oder bilde mir das ein – und gerate, nach all den Jahren auch ganz schön, in so eine Profi-Kälte. Aber ich frage mich auch jedes Mal, bevor es losgeht: Warum mache ich diesen Stress? Da scheint irgendwas bei mir nicht ganz richtig zu sein. Ich find's unfassbar anstrengend.

Gibt es denn noch einen Prominenten, auf den Sie richtig neugierig sind, einen Wunsch-Interviewpartner?

Früher hab ich immer gesagt: Prinz William. Weil es so die lebloseste Promi-Figur von allen ist und auch am meisten wert, finanziell. Der Gag war immer: sein Arbeitsverhältnis kündigen, Prinz William interviewen und davon zehn Jahre leben. Im Ernst kann ich mir gar nichts Öderes vorstellen, als Prinz William zu interviewen.

Ist Ödnis das Allerschlimmste?

Ich find, alles ist verzeihlich, aber was nicht verzeihlich ist im Journalismus, sind

Müdigkeit und Abgeklärtheit. Das finde ich wirklich übel. Ich bin ja Unterhaltungsjournalist, für mich ist die Kategorie immer Frische. Ich saß mal mit dem FAZ-Herausgeber Frank Schirrmacher zusammen, und er sagte: „Was sollen wir für einen Preis gründen, sagen Sie, Lieber, was gründen wir für einen Preis?“ Und da hab ich gesagt, für mich sofort klar, den muss dann auch dauernd ich bekommen übrigens, ein Juror, und das ist der Frische-Preis. Das ist für mich sozusagen die Kategorie überhaupt. Frische Sachen herstellen. Das war für mich eigentlich immer der beste Begriff: dass es frisch ist. Das ist noch besser als „unterhaltsam“. Lässt sich auch gut übersetzen: „Fresh, it has to be fresh.“

Was könnte denn für Sie ein Ziel sein, wenn Berlin Sie sehr langweilt, wenn hier alles nicht mehr fresh ist?

Ich bin ja Spießer. Ich würde gern von Berlin wieder in eine mittelgroße Stadt nach Westdeutschland. Genial für den Kopf. Also mittelgroß ist Frankfurt am Main nicht, sondern groß, aber eine super Stadt – da würde ich sofort hinziehen. Sofort gut. Stuttgart ist ein bisschen zu viel Stuttgart, aber die Richtung ist gut. Man muss auch immer gucken, was die berühmte Lebensphase verlangt. Ich glaub nicht ans Wegfliegen. Interessiert mich alles nicht, glaube ich nicht dran. Ich möchte mich lieber tiefer nach Deutschland reinbohren. Interessiert mich mehr, da gibt's mehr zu tun, finde ich.

Viele Kritiker sind sicher, dass Rainald Goetz Ihr Vorbild ist, wenn es um literarisches Schreiben geht ...

Wie von uns allen ...

Das ist also korrekt?

Absolut.

Würden Sie noch jemanden nennen?

Ich hab gerade vor Kurzem gedacht: Vorbild, Vorbild – ich hab halt in Rainald Goetz jemanden gefunden wie sonst keinen Zweiten, der in der Literatur eine absolut frische, moderne, kraftvolle Sprache schreibt, die null nach Literatur und Buch klingt, sondern eine brutal aus der Jetztzeit gegriffene, frische, kraftvolle Sprache ist. Die Grenzen, also was ist Journalismus, was Literatur, sind da wurscht. ▶

A PERFECT WORLD
OF MINE



GREEN SILK DRESS: VALENTINO. NECKLACE AND RING: CHLOE



il **ciacio**
IL BANCRO DI STILE

THE DEPARTMENT STORE | 19 ANDRÁSSY ÁVE. BUDAPEST 1061 HUNGARY | WWW.ILBACIODISTILE.COM

lounge-gespräch
Moritz von Uslar



Hatten Sie denn kein Vorbild unter den Journalisten?

Da gibt's so ein paar ... In den ersten Jahren ahmt man ja nach, in jeder Hinsicht. Und ich hab in den ersten Jahren nachgeahmt: Thomas Hüetlin, Claudius Seidl, Michael Althen. Das waren so die Stilisten, die ich nachgeahmt habe. Und alle lese ich heute noch gern. Michael Althen ist ja sozusagen ein Klassiker geworden durch seinen frühen Tod, und die anderen leben, und die lese ich auch gern.

Der Reporter- und Autoren-Job besteht ja aus zwei Teilen: Erst ist da die Recherche oder das Interview, dann folgt das Aufschreiben, das Feilen am Text. Welcher Teil macht Ihnen mehr Spaß?

Das sind immer die letzten Meter. Ich hab so eine ganz komische, fast schon masochistische Freude am Kürzen. Sozusagen der Zustand, wenn alles komplett fertig ist, und dann kommt eine lächelnde Grafikerin und sagt: „Hinten müssen 35 Zeilen raus.“ Wo man sagt: Es ist eigentlich nicht machbar, es ist alles genau eingepasst, fertig formuliert, autorisiert, gegengelesen, und dann kommt jemand aus diesem komplett anderen, praktischen Department und sagt: Das hast du alles sehr schön gemacht, aber es passt nicht. Und komischerweise geht da in mir so 'n Profi-Modus los, in dem ich mich total freue.

Im Buch spotten Sie über das Reporterwesen und setzen dem Kerl auch noch ständig einen Hut auf. Können Sie verstehen, dass man das penetrant, mindestens manieriert finden kann?

Voll, sofort, ich finde das Genervtsein erst mal den normalen Zustand. Ich bin unentwegt von allem extrem genervt, auch ungerechterweise. Man muss einfach als Journalist verstehen, dass man nervt. Selbst die sehr guten Journalisten nerven, allein durch die Häufigkeit des Auftretens. Es gibt nur ganz wenige, die verstehen, dass weniger sprechen, weniger schreiben ein super Trick ist.

Das muss man sich natürlich leisten können ...

Stimmt absolut. Es ist halt ein Widerspruch, bloß: Viele gute Leute können zu allem sprechen und – jetzt kommt der ver-

heerende Punkt – tun das dann halt auch. Im Grunde sind wir ab einer bestimmten Zeit, sobald wir einen sogenannten „Namen“ haben als Journalist, aufgefordert, möglichst wenig zu sprechen. Das ist eine Job-Beschreibung, so würde ich das sehen. Möglichst wenig laut sprechen.

Also wenig sprechen, wenig fragen, nur Augen und Ohren auf?

Mittlerweile bin ich sicher, dass alles, was wichtig ist, von allein zu einem kommt. Man muss sich einfach hinstellen und warten. Ich glaube nicht ans Bohren und ans Dranbleiben. Aber ich glaube ans Einfach-sich-Hinstellen und Stehenbleiben. Damit habe ich sehr gute Erfahrungen gemacht.

Ist es nicht vor allem Tarnung, bloß ein Trick, um etwas aus den Leuten herauszuholen?

Man kann es mal auf das Allereinfachste runterbrechen: Mag man als Mensch eigentlich Fragen gestellt bekommen? Will ich von dem, den ich mag oder vielleicht sogar liebe, Fragen gestellt bekommen und diese beantworten? Oder lieber nicht? Hab ich's lieber, dass der einfach da ist und 'ne gute Atmosphäre und Stimmung verbreitet? Sodass ich Lust hab, von allein zu reden. Was ist besser? Wo kommen interessantere Sachen bei raus? Ich find's eindeutig, dass der Mensch, der zuhört und da ist, mehr erfährt als der, der irgendwie duftige Fragen hat. Das mag jetzt aus meinem Mund ein bisschen verwunderlich klingen, weil ich ja als Fragesteller bekannt geworden bin.

Da wollen wir gern noch mal kurz den Spieß umdrehen: ein paar neugierige Fragen an Moritz von Uslar!

Find ich gut.

Sie sind in Köln geboren, haben in München und Hamburg gelebt, jetzt in Berlin – wo haben Sie das Gefühl von Heimat?

In einem Wald in Oberfranken.

Sie twittern gelegentlich aus Schönwald im Fichtelgebirge ...

Wunderbar, da ist dieser Wald.

Haben Sie da ein Wochenenddomizil?

Das ist das Zuhause meiner Mutter, und da hab ich eine Wohnung, ja. Da ist einfach ein Fichtenwald – und sonst nix.

Wunderbar. Da kann ich rumhängen.

Mit Kamin?

Da gibt's Kamine, guter Punkt. Ab 40 sind Kamine gut.

Sie rauchen nicht mehr?

Ich rauch leider nicht mehr, ich schaff's nicht mehr. Aber ich weiß natürlich als großer Raucher, dass die, die rausgehen, um zu rauchen, uns Nichtraucherern eins voraushaben. Dabei entsteht ganz viel, die haben tolle neue Momente zusammen, es bewegt sich wieder was.

Als Schüler waren Sie im Internet, in Hinterzarten ...

Der Ort ist Hinterzarten, das Internet heißt Birklehof. Also nicht Salem, gar nicht. Es ist ja ein sehr kleiner Kreis von Internaten, die staatlich anerkannt sind und einen guten Ruf haben. Das sind vielleicht so sieben, acht. Und unter diesen Internaten hat jedes seinen Ruf. Die Schule, an der ich war, ist klein, linksliberal, hat extrem viele Stipendiaten. Das heißt, es gibt dort einen möglichst realitätsnahen Querschnitt der Bevölkerung. Ich hab keine reichen Eltern, ich hatte da auch ein Stipendium.

Können Sie sich heute, als Zeit-Kulturreporter, ein bisschen was leisten?

Also, ich kann's mir nicht leisten, im Grill Royal zu essen. Was ich empfehlen kann, ist zu Hause Brote schmieren und dann in den Grill gehen und dort Bier trinken. Das ist mein Ding. Wenn ich da reinkomme, fragt mich niemand, ob ich einen Tisch haben oder ein Steak essen möchte, sondern es sagen alle immer: „Bier, Espresso. Danke, Bier, Espresso.“

ANSON'S

MODE FÜR MÄNNER!

STYLING UPGRADE MIT MEILEN!

Lösen Sie Ihre gesammelten Miles & More Prämienmeilen gegen aktuelle Mode namhafter Marken und Designer ein.

Partner von
Miles & More
Lufthansa

ANSON'S - MODE FÜR MÄNNER - in Berlin-Steglitz: Das Schloss · Bonn · Bremen · Dortmund · Düsseldorf · Essen · Frankfurt · MyZeil · 4x in Hamburg · Karlsruhe · Kiel · 2x Köln · Krefeld · Mülheim: RheinRuhrZentrum · Nürnberg · Saarbrücken · Sulzbach: MTZ · Wiesbaden: LuisenForum www.anson.s.de